

DAVIDE MOROSINOTTO

DER RUF DES SCHAMANEN

UNSERE
ABENTEUERLICHE
REISE IN DAS
HERZ DER
DUNKELHEIT

THIENEMANN

Wenn das Ende naht, bleiben von
der Erinnerung keine Bilder mehr,
es bleiben allein die Worte.

JORGE LUIS BORGES (1899–1986),
Der Unsterbliche

Der Finder wird gebeten, dieses Notizbuch
in der Klinik Santo Toribio in der Calle de las
Maravillas, Lima, Peru abzugeben.

Hoher Finderlohn garantiert.

Ich werde bald sterben, und das ist die reine Wahrheit.

Und du weißt es besser als jeder andere.

Ich bin nur wie viele? dreizehn Jahre alt ... es ist mir schwergefallen, das zu akzeptieren. Es hat sehr viel Mut erfordert. Jetzt aber mache ich mir um etwas anderes wie heißt das, wenn man sich ständig mit etwas beschäftigt? Sorgen, nämlich darum, dass ich es nicht mehr schaffe, alles zu erzählen.

Denn (auch das weißt du) es ist eine lange und komplizierte Geschichte, sie ist aus vielen einzelnen Geschichten geflochten, wie die Körbchen aus *Chambira*, die die alte Korbflechterin auf dem Markt verkauft hat. Die, die uns den Kopf das, was man singt ... Lieder ... mit Liedern und Märchen aus dem Dschungel gefüllt hat, während ich um meinen armen Walkman geweint habe, der nicht mehr funktioniert hat.

Also, ich hoffe, dass ich es schaffe und bis zum Schluss durchhalte, bis wirklich alles erzählt ist.

Ich würde diese wie heißt das doch gleich wieder, wenn man etwas erledigen muss ... Aufgabe gern dir überlassen, du würdest das viel schneller hinbekommen ... Aber ich glaube, dass du sie noch gar nicht hörst. Die Stimmen, meine ich. Du hörst sie nicht. Ich dagegen schon. Und deshalb muss ich wie drückt man das aus? ...

Ich werde es versuchen.

Aber lass du mich nicht allein. Bleib bei mir.

Versprichst du das?

Du und ich wie immer.

Zusammen bis zum Ende.



DER ERSTE GEIST EL CRISTO POBRE

*Lima, Peru
Mai 1986*





In jener Nacht ging ich in den Wald, auf die Jagd.

*Stundenlang lief ich durch die Dunkelheit,
zwischen den Bäumen hindurch, bis ich zu
einem Felsen kam, der über der Ebene thronte.*

*Hoch über mir sah ich einen Kondor kreisen,
seine Federn waren silberne Sterne.*

*Der Vogel raste im Sturzflug auf mich zu
und rief: »Es beginnt! Es beginnt!«*

»Was denn, Kondor?«

*»Die Geschichte. Sie beginnt an einem
fernen Ort. Drei Geister werden sie beschützen,
doch warten viele Gefahren auf sie.«*

Ich verstand nicht, was er meinte.

»Wovon sprichst du?«

*Der Kondor antwortete nicht, sondern flog davon,
so schnell wie ein entglittener Gedanke.*

Ich blieb allein zurück und brüllte den Mond an.



Als wir die Barrios Altos erreichten, kurbelte der Chauffeur die Fenster hoch und verriegelte die Türen. Sofort wurde es im Auto kochend heiß, doch dann sprang pfeifend die Klimaanlage an.

Señor Tanaka lächelte. Mama dagegen drückte nur meine Hand.

Sie heißt Outi. Das ist ein finnischer Name, weil wir aus Finnland kommen. Señor Tanaka dagegen kommt aus Japan und ist der Sekretär meines Vaters.

An jenem Morgen hätte eigentlich mein Vater mitfahren sollen, doch im letzten Moment war in der Botschaft irgendetwas gewesen und er hatte nicht mitkommen können.

Mama hatte sich sehr darüber geärgert. Doch jetzt war sie nicht mehr verärgert, sondern nervös.

»Die Türen verriegeln ... Muss das wirklich sein? Es macht mir Angst.«

»Das hier ist ein gefährliches Viertel«, erklärte Señor Tanaka. »Professor De La Torre ist allerdings der Ansicht, dass die Klinik die beste von ganz Peru ist.«

Mama sagte nichts darauf, aber ich wusste, dass sie mit all dem nicht einverstanden war. Die Vorstellung, dass ihre Tochter, also ich, in eine peruanische Klinik gebracht wurde, gefiel ihr ganz und gar nicht. Wäre es nach ihr gegangen, säßen wir jetzt in einem Flugzeug nach Europa oder in die USA, wo es die *besten Behandlungsmethoden* gab.

Doch De La Torre hatte sich nicht umstimmen lassen. Er war sehr oft zu uns nach Hause gekommen, hatte eine endlose Reihe von Untersuchungen angeordnet und jetzt musste ich richtiggehend

eingeliefert werden. Er war der Direktor der Klinik *Santo Toribio* und hatte versichert, dass ich dort in besten Händen wäre.

Am Ende hatten sich meine Eltern überzeugen lassen – ich weiß nicht, ob deshalb, weil der Professor tatsächlich recht hatte, oder aber weil es der Karriere meines Vaters geschadet hätte, wenn sie mich in eine ausländische Klinik gebracht hätten (denn schließlich hatte unsere Familie ja *Verpflichtungen*).

Ich schaute aus dem Fenster auf die Straße, auf die anderen Autos mit verschlossenen Fenstern, auf die heruntergekommenen Häuschen, auf die Gesichter, die neugierig unser Auto betrachteten.

Ich hatte Angst und deshalb drückte ich meine geliebte Stofftasche mit den aufgestickten Teddybären noch fester an mich. Ja, ich weiß, für so eine Tasche war ich viel zu alt, aber sie war mein Talisman und ich trennte mich niemals von ihr. In der Tasche waren drei Bücher, die Señor Tanaka für mich ausgesucht hatte. Eines war auf Finnisch geschrieben, in der Sprache meines Vaters und meiner Mutter. Eines war auf Englisch, in der Sprache, in der unser Schulunterricht abgehalten wurde. Und eines auf Spanisch, das hier in Peru so ziemlich alle sprechen.

Señor Tanaka hatte den Lederkoffer bei sich, in dem meine übrigen Sachen waren: die Zahnbürste, die Seife und das Lavedelshampoo, ein Paar Hausschuhe, Unterwäsche, zwei hellblaue Nachthemden und drei ebenfalls hellblaue Pyjamas, weil Hellblau meine Lieblingsfarbe ist.

All diese Bücher und die Nachtwäsche würde ich brauchen, weil ich einige Zeit in der Klinik verbringen sollte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Mama. »Wenn es dir dort nicht gefällt, finden wir was anderes.«

Sie schien noch mehr Angst zu haben als ich.

Das Auto bog in die Calle de las Maravillas ein und ich begriff, dass die Mauer links von uns die Gartenmauer der Klinik war.

In ihrer Mitte befand sich ein Bogen mit einem rot lackierten Tor. Es sah aus wie eine Zunge inmitten einer Reihe schmutziger Zähne.

»Soll ich hier parken?«, wollte der Chauffeur wissen.

»Oh nein, bitte nicht!«, erwiderte meine Mutter. »Nicht auf dem Gehsteig. Man könnte uns sehen.«

»Die Señora hat recht«, schaltete sich Señor Tanaka ein. »Fahr um das Grundstück herum, auf der Rückseite müsste es eine Einfahrt für die Krankenwagen geben.«

Wir fuhren auf den Fluss zu und dann in die Calle Amazonas hinein. Tatsächlich gab es dort ebenfalls ein Tor, das von zwei Männern bewacht wurde.

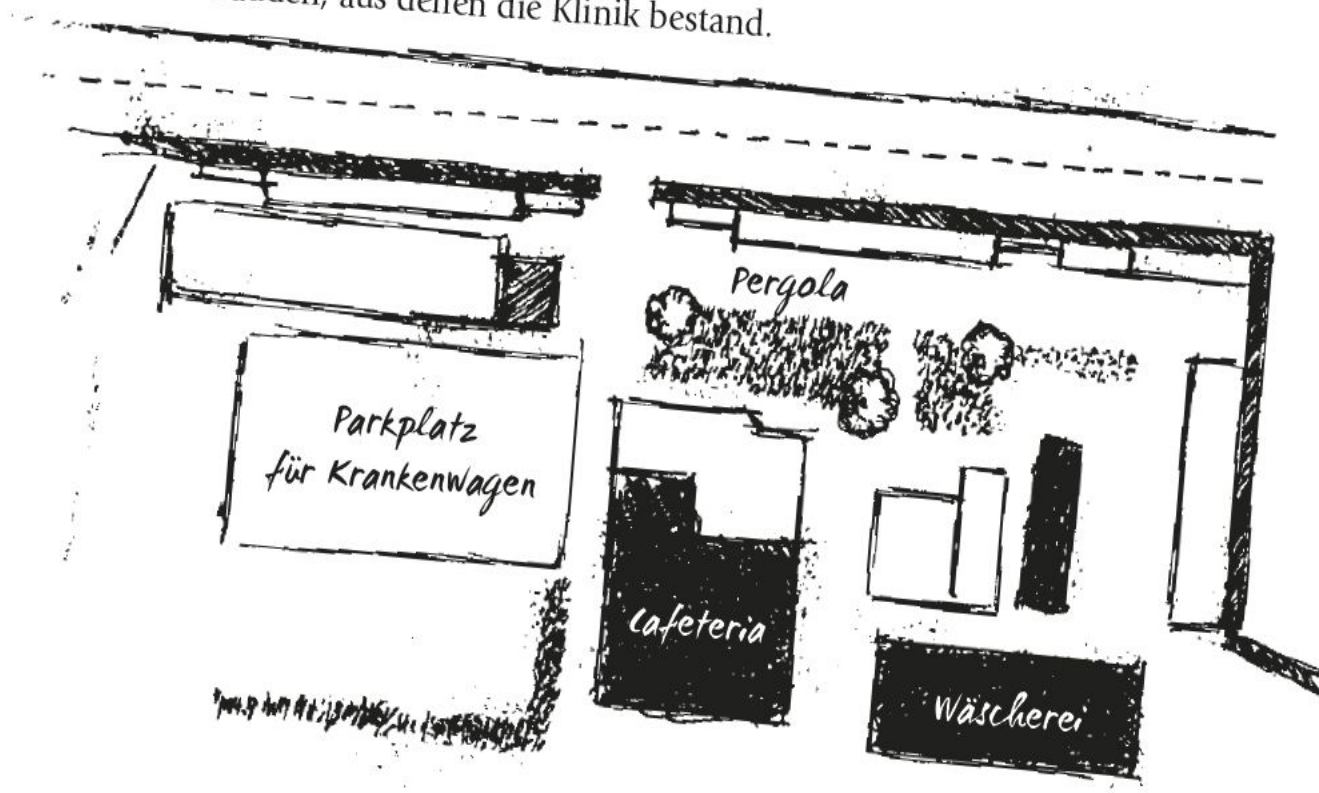
Sie beeilten sich, es zu öffnen, vielleicht weil sie von dem Diplomatenskennzeichen und den beiden Fähnchen oben auf der Motorhaube beeindruckt waren. Das Auto rollte auf einen betonierten Parkplatz, der von niedrigen quadratischen Gebäuden mit flachen Dächern gesäumt war.

Meine Mutter wirkte äußerst besorgt.

Señor Tanaka lächelte, wie immer. »Einen Augenblick«, sagte er. Er stieg aus und ein Schwall heißer Luft drang zu uns herein.

Ich schaute mir die Umgebung genauer an.

Gegenüber vom Parkplatz war ein kleiner, von einer niedrigen Hecke aus rötlichen Sträuchern eingefasster Garten mit einer von üppiger Bougainvillea bewachsenen Pergola – mitten zwischen den Gebäuden, aus denen die Klinik bestand.



Ich fragte mich, ob ich mich wohl gelegentlich dort unter die Pergola würde setzen können, in den Schatten.

Señor Tanaka kehrte nach einer Weile mit Professor De La Torre und einem ganzen Schwarm von Ärzten in weißen Kitteln zurück.

»Es wird alles gut«, flüsterte Mama.

Sie öffnete die Tür und der Hitzeschwall kam mir vor wie der Atem eines Drachen.

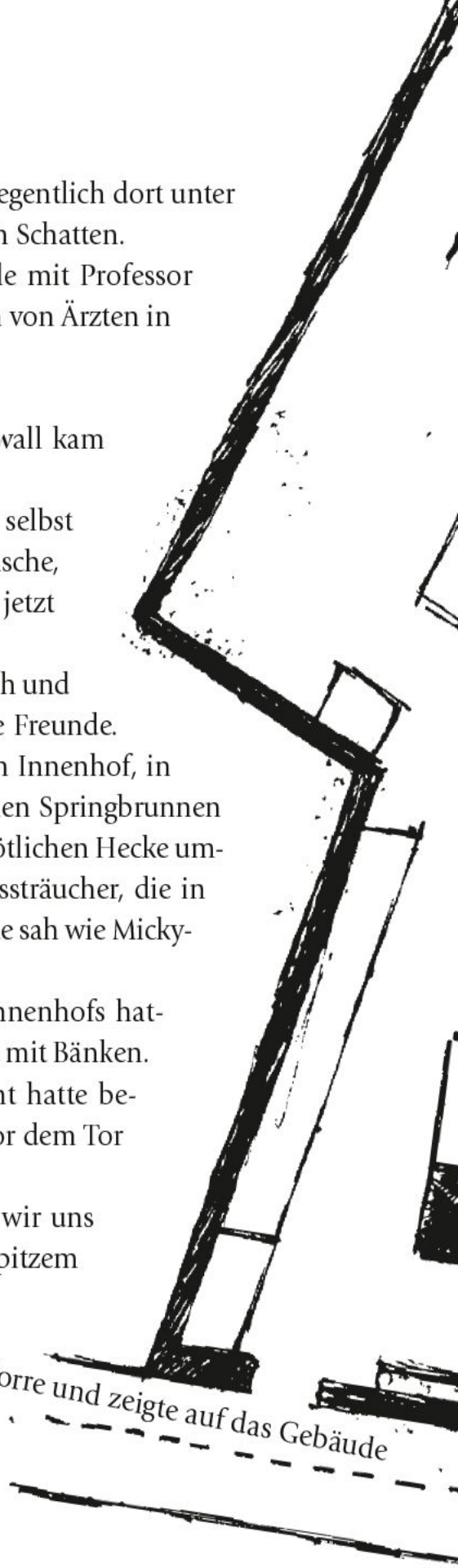
Besieg den Drachen!, sagte ich zu mir selbst und stieg aus dem Auto aus. Die Teddytasche, die ich an mich gedrückt hielt, kam mir jetzt viel schwerer vor als vorhin.

De La Torre begrüßte mich auf Spanisch und machte Witzchen, so als seien wir beste Freunde. Er und Señor Tanaka führten uns in den Innenhof, in dem es viele Beete und in der Mitte einen Springbrunnen gab. Er war von einem Rasen und einer rötlichen Hecke umgeben. Außerdem gab es mehrere Buchssträucher, die in seltsame Formen geschnitten waren. (Eine sah wie Micky-maus aus.)

Die Gebäude zu beiden Seiten des Innenhofs hatten große Fenster und davor Bogengänge mit Bänken. Gleich hinter dem Tor, das Mama nicht hatte benutzen wollen, befand sich ein Haus. Vor dem Tor standen zwei weitere Wächter.

Auf der Seite des Innenhofs, auf der wir uns gerade befanden, war eine Kapelle mit spitzem Dach zu sehen.

»Die Pädiatrie ist hier«, sagte De La Torre und zeigte auf das Gebäude



Parkplatz
für Krankenwagen

Pädiatrie

Kapelle

Frauenabteilung

Wohnheim
für Ärzte und
Pflegepersonal

Die Tür stand offen und wir traten ein.

Bibliothek

Verwaltung

zu unserer Rechten

Die Pädiatrie, also die Abteilung für Kinder und Jugendliche, war ein einziger großer Saal mit blau gekachelten Wänden, in dem zwei Reihen schmaler, weiß bezogener Betten standen.

Als ich einen ersten Blick in den Saal warf, fielen mir auf: ein Mädchen mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, ein Junge in einem Rollstuhl und eine Krankenschwester, die gerade einen Jungen zudeckte, der auf die Laken sabberte.

Ich spürte einen dicken Kloß im Hals. Ab heute sollte ich hier leben. Es kam mir völlig unmöglich vor. Dieser Ort passte einfach nicht zu mir.

»Ich will hier weg«, murmelte ich.

Ich hatte versprochen, nicht zu jammern, aber das war mir einfach rausgerutscht. Zum Glück war Mama so verzweifelt, dass sie es nicht mitbekam. Señor Tanaka aber hatte es gehört, er hörte immer alles.

Er wandte sich mir zu und lächelte mich aufmunternd an.

»*Ganbarimasu*«, sagte er leise.

Das ist japanisch und bedeutet: »Wir werden unser Bestes tun«, aber auch »Nur Mut!«, und »Machen wir das Beste draus«. Es sollte mir Kraft geben und ich wiederholte es flüsternd.

Ganbarimasu.

Los, Laila, man kehrt nicht einfach so um.



Sie betrat das Nest und blieb steif wie ein Eiszapfen stehen.

Vielleicht war sie ja auch tatsächlich aus Eis, mit ihrer schneeweißen Haut. Sie hielt eine Tasche in der Hand und wirkte wie jemand, der gerade eine Maus verschluckt hatte.

Verstehe ich aber auch. Wenn man das erste Mal hier reinkommt, kann man schon einen Schreck bekommen. Besonders an den miesen Tagen, wenn Milas Gesicht sich nach rechts verzieht und Carlos wie ein nasser Sack in seinem Rollstuhl hängt. Und was Leo betrifft ... Na ja, der sieht immer schlimm aus. Ihn hat es böse erwischt. Sein Kopf ist so aufgedunsen wie der eines Seeungeheuers.

Das Grünschnäbelchen sah aus, als würde es gleich losschreien, das konnte man an seinem Gesicht erkennen, aber sofort nahmen rechts und links von ihm seine Schutzengel Aufstellung. Also eine ebenso hellhäutige Frau und ein Mann mit einem steifen Rücken und einem Lächeln, das alles andere als steif war.

»Ist das hier die Pädiatrie?«, fragte die Schutzengel in mehr oder weniger auf Spanisch.

»Ja«, antwortete De La Torre.

»Und es gibt keine Einzelzimmer?«

Nein, natürlich nicht.

»Aber Jungen und Mädchen sind im selben Raum!«

»In zwei getrennten Reihen«, stellte De La Torre fest.

»Das hätten Sie mir vorher sagen sollen. Ich hätte niemals erlaubt ... Es ist völlig inakzeptabel.«

Die Schutzengel begannen, miteinander zu diskutieren. Professor

De La Torre schlug vor, in sein Büro zu gehen. Das Grünschnäbelchen ließen sie einfach mitten im Nest stehen.

Das fing ja gut an!

Ich hatte mich kurz zuvor aus Spaß unter Milas Bett versteckt und beobachtete das Ganze von dort aus. Ich stellte mir vor, wie ich plötzlich dort rauskommen würde und wie das Mädchen gucken würde. Doch es drehte sich auf dem Absatz um und lief zurück in den Hof.

Aus dem Büro des Professors drang die Stimme der Schutzengel: »Sie wissen sehr wohl ... Sie ist die Tochter eines ausländischen Diplomaten! Sie kann nicht in einem Gemeinschaftssaal schlafen!«

Und der Professor: »Aber es gibt in der Pädiatrie keine Einzelzimmer.«

Und die Schutzengel: »Vielleicht könnte man sie in eine andere Abteilung verlegen?«

Und der Professor: »Es gibt in keiner Abteilung Einzelzimmer ...«

Und die Engeln: »Dann fahren wir eben wieder nach Hause und machen mit den Hausbesuchen weiter!«

Und der Professor: »Señora, wir wissen alle, dass dieses Viertel einen schlechten Ruf hat, doch die Klinik ist eine geschützte Insel. Auch wenn die Gebäude nicht gerade die allerneuesten sind, so verfügen wir doch über exzellentes Personal und die besten medizinischen Geräte. Wir haben hier genau das, was Laila braucht ...«

Schließlich suchten sie für das Grünschnäbelchen dasjenige Bett aus, das am weitesten von der Tür entfernt war. Das Bett neben dem von Fortuna. Sie stellten ringsherum stoffbespannte Wandschirme auf. Das Grünschnäbelchen wurde nicht um seine Meinung gefragt, aber es schien damit einverstanden zu sein. Vielleicht war es froh, dass es Mila, Carlos, Jordi und all die anderen so nicht sehen musste. Denn nachdem es seinen Koffer unter das Bett geschoben hatte, ging es mit den Schutzengeln in den Garten.

Während sich das alles abgespielt hatte, hatten wir stumm und wie hypnotisiert zugeschaut, doch sobald die Neue den Saal verlassen hatte, begann die übliche Tratscherei.

»Was glaubt ihr, wer sie ist?«, fragte Cisco.

»Eine Prinzessin ...«, raunte Mila.

»Du hältst immer alle für Prinzessinnen«, widersprach ich. »Ich habe gehört, was die Schutzengel in gesagt hat. Sie ist die Tochter eines ausländischen Diplomaten.«

»Was ist ein *Piplomat*?«

»Carmelita, stör uns jetzt nicht, wir erklären es dir ein andermal ...«

»Findet ihr, dass sie spricht, richtig spricht, so wie wir sprechen, spricht?«, fragte Jordi.

Das war eine gute Frage. Denn falls das Mädchen tatsächlich Spanisch sprach, konnten wir es im Nest willkommen heißen. Sonst natürlich nicht.

Es war eine wichtige Angelegenheit, die gründliche Recherchen erforderlich machte. Deshalb verabschiedete ich mich von den anderen und ging das Grünschnäbelchen suchen, das, wie ich inzwischen wusste, Laila hieß. So hatte es die Schutzengel in genannt. Ich fand Grünschnäbelchen allerdings passender.

Ich entdeckte sie alle drei unter der Pergola. Sie aßen *Tamales*, diese in Maisblätter eingewickelten Teigtaschen, die sie sich wer weiß wo besorgt hatten, denn in der Klinik gab es mittwochs immer Huhn mit Reis.

Jeder der drei saß für sich da, mit gesenktem Kopf und einem Buch in der Hand.

Wie seltsam, dachte ich. Wenn sie zusammensitzen, warum reden sie dann nicht? Welchen Sinn machte es, schweigend beieinanderzusitzen?

Ich beobachtete sie noch eine Weile, dann kehrte ich zum Nest zurück. Ab und zu flitzte ich noch mal nach draußen, um einen Blick unter die Pergola zu werfen, aber da tat sich nichts.

Sie blieben einfach so sitzen, bis es fünf wurde und Frau Doktor Biest hinausging und mit ihrem schrillen Stimmchen zu ihnen hinüberrief: »Die Besuchszeit ist um. Sie müssen jetzt die Klinik verlassen.«

Gemeint waren die beiden Schutzengel.

Als das Grünschnäbelchen das hörte, füllten sich seine Augen mit Tränen und die Schutzengel in stand auf und ging noch mal zu

De La Torre. Der schien guter Laune zu sein, weil er den beiden erlaubte, eine weitere Stunde zu bleiben. Doch dann war Schluss. Die beiden Engel mussten wieder in ihr Auto steigen, eine irre lange, glänzende schwarze Schüssel.

»Ich komme morgen früh, sobald sie das Tor aufmachen«, versprach die Engelin dem Grünschnäbelchen.

Laila nickte, mit Augen, die so feucht waren, dass es mir einen Stich versetzte. Sie schaute dem Auto nach, bis es hinter dem Tor verschwunden war.

In diesem Moment wollte ich eigentlich aus meinem Versteck herausspringen und mich vorstellen, doch das Grünschnäbelchen sauste ins Nest und verschwand sofort hinter den Wandschirmen.

Dort blieb es die ganze Nacht, ohne auch nur ein Mal hervorzukommen, um Pipi zu machen, und das Schlimme ist, dass ich es die ganze Zeit über im Dunkeln schniefen hörte, **SCHNIEF, SCHNIEF.**

Ich überlegte, ob ich es mit einem Witz aufheitern könnte, doch Carlos meinte, ich solle das lieber lassen, und vielleicht hatte er recht.

Die vielen Tränen hatten auch mich traurig gemacht. Deshalb ging ich in die Werkstatt hinüber, um dort wie immer allein zu schlafen.



Am folgenden Tag kam um Punkt acht Uhr De La Torre mit einer Gruppe von Ärzten zur Visite. Sie standen um mein Bett herum und stellten mir eine Million Fragen über mich und mein »Problem«.

Alles hatte anderthalb Jahre zuvor angefangen, also kurz nachdem wir von Buenos Aires (einer tollen Stadt in Argentinien, wo ich ganz viele Freunde hatte) nach Peru umgezogen waren. Eines Nachmittags fuhr ich mit dem Skateboard durch die Gänge der Botschaft, was zwar verboten war, aber wahnsinnig viel Spaß machte, als ich plötzlich stürzte und mir eine Platzwunde am Kopf zuzog.

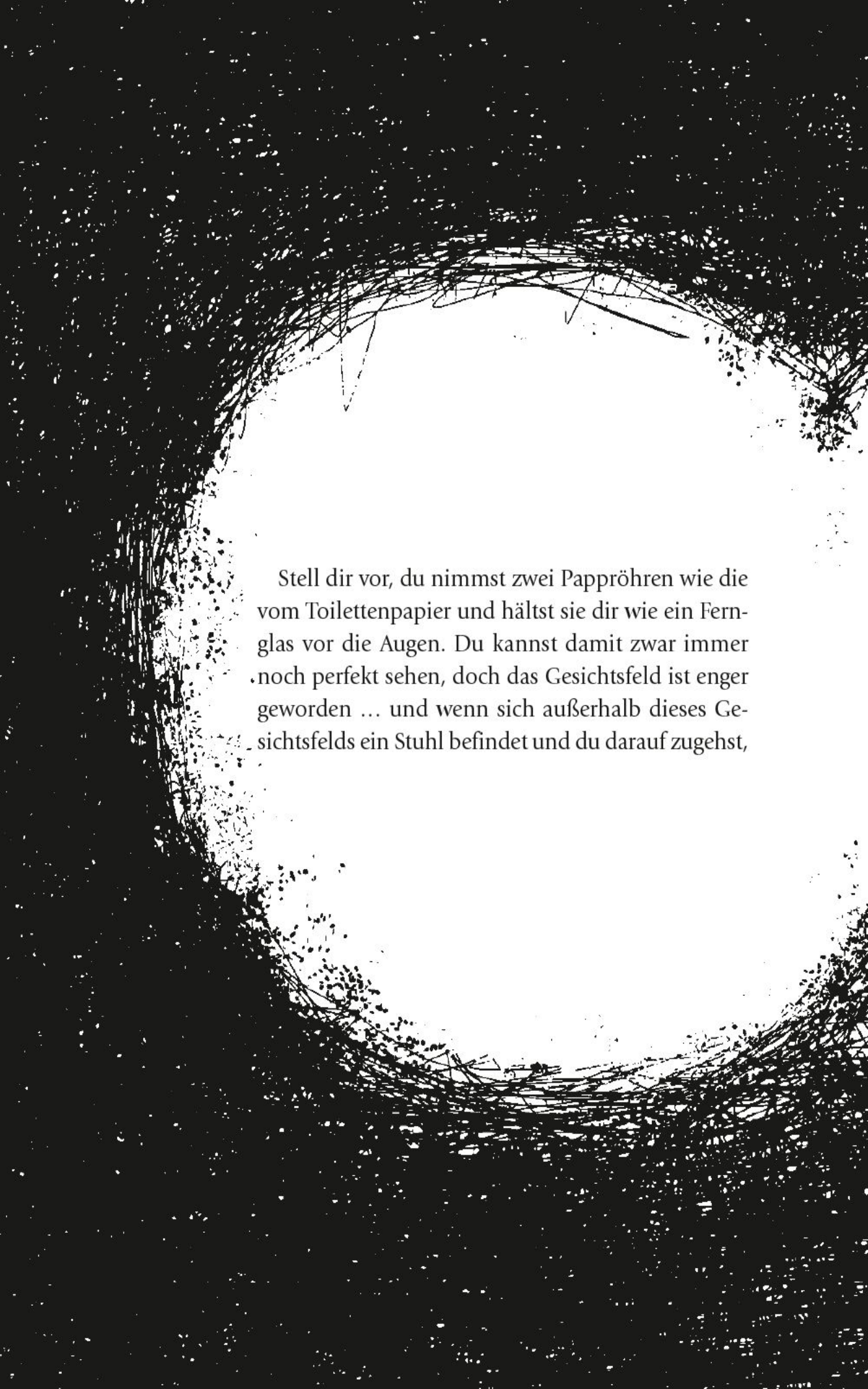
Sie brachten mich in die Notaufnahme eines Krankenhauses und auf die Frage einer Ärztin, wie ich gestürzt sei, antwortete ich wahrheitsgemäß: »Da war ein Hocker, den ich nicht gesehen habe.«

Ich fand, das war das Normalste von der Welt, doch sie war anderer Ansicht. Sie sprach mit meiner Mutter und überredete sie, mit mir zu einem Augenarzt zu gehen. Der schickte mich zu einem anderen Kollegen und so ging es immer weiter.

Bis der letzte Augenarzt sagte: »Das Problem sind nicht nur die Augen.«

So war ich schließlich bei Professor De La Torre gelandet, der Experte für seltene neurologische Krankheiten ist. (Der offizielle Name von *Santo Toribio* lautet übrigens *Nationales Institut für Neurowissenschaften*.)

Was ich eigentlich an den Augen habe? Das Hauptproblem besteht darin, dass ich in der Mitte gut und an den Seiten schlecht sehe.



Stell dir vor, du nimmst zwei Pappröhren wie die vom Toilettenpapier und hältst sie dir wie ein Fernglas vor die Augen. Du kannst damit zwar immer noch perfekt sehen, doch das Gesichtsfeld ist enger geworden ... und wenn sich außerhalb dieses Gesichtsfelds ein Stuhl befindet und du darauf zugehst,



wirst du wahrscheinlich gegen diesen Stuhl knallen.
So war es mir mit dem Hocker ergangen.

Ich hatte aber auch noch etwas anderes gemerkt:
Ich sah nachts oder bei schwachem Licht schlechter.
Die Welt wurde für mich allmählich immer dunkler,
und das war kein schönes Gefühl.

An diesem ersten Tag in der Klinik untersuchte mich De La Torre sehr lange. Immer wieder leuchtete er mir in die Augen, außerdem musste ich komische Übungen machen, wie zum Beispiel mit einem Finger meine Nasenspitze berühren. Anschließend schrieben seine Assistenten eine lange Liste von Untersuchungen für den nächsten Tag auf und dann gingen sie weiter.

Ein kleiner dicker Junge steckte seinen Kopf zwischen die Wandschirme und schaute mich an.

»Der erste Tag ist immer, also, wie soll ich sagen, er ist immer, also, nicht leicht, also, hart.« Er nuschelte und murmelte mehr so in sich hinein, ich verstand ihn kaum.

»Sei still, Jordi, ich hab Migräne«, schimpfte eine Mädchenstimme, und der Junge lief weg.

Als mich Mama pünktlich auf die Minute um neun besuchen kam, hätte ich beinahe losgeheult.

Wir flüchteten uns in den Garten, genau wie am Tag zuvor. Doch diesmal las Mama mir etwas vor, einen finnischen Roman mit dem Titel *Taikurin Hattu*, »Der Hut des Zauberers«, in dem es um die Mumins ging, lustige rundliche Trolle.

Um fünf teilte uns Frau Doktor Gonzales mit, dass die Besuchszeit vorbei sei, und ich versuchte mich damit abzufinden, dass ich eine weitere einsame Nacht in dem Krankenhaus verbringen musste.

Doch es wurde schlimmer als in der Nacht davor.

Dem kleinen dicken Jungen, der so schwer verständlich sprach, ging es schlecht und ständig rannten irgendwelche Leute zu ihm hin. Ich sah ihre Silhouetten hinter den Wandschirmen, wie in einem Schattenspiel.

Als sich die Lage beruhigt hatte, war ich so übermüdet, dass ich nicht mehr einschlafen konnte.

Irgendwann hörte ich ein seltsames Geräusch, ein schrilles Kratzen, genau unter meinem Rücken.

Was mochte das bloß sein? Eine Maus? Krabbelnde Insekten? Kakerlaken?

»Wer ist da ...?«, flüsterte ich in die Stille hinein.

Vorsichtig rollte ich mich auf den Rand der Matratze und schaute unter das Bett, aber da war nur mein Koffer.

Vielleicht, dachte ich, habe ich mir das nur eingebildet.

Ich legte mich wieder in die Bettmitte, doch nach wenigen Augenblicken setzte das Geräusch erneut ein.

»Wer ... wer ist da?«, stammelte ich. »Hör bitte damit auf!«

Doch das Geräusch wurde lauter und bald kam ein Heulen dazu:
»uuuuuuuuuuuuuh!«

Es gibt auf der Welt nicht viele Wesen, die derartige Laute hervorbringen können: Gespenster, die aber nicht existieren, und Wölfe, doch die hält man nicht in Krankenhäusern.

Oder aber dämliche kleine Kinder, die jemandem einen Streich spielen wollen.

»uuuuuuuuuuuuuuuuuuuh!«, heulte die Stimme unter meinem Bett weiter.

Beim ersten Mal hatte ich mich zu langsam bewegt, deshalb versuchte ich dieses Mal, schneller zu sein.

Ich riss die Bettdecke beiseite, hechtete auf den Fußboden und kroch unter das Bett.

Ich bekam etwas zu fassen, das sich wie ein nackter Fuß anfühlte.

»He, was machst du da, lass mich los!«, flüsterte das Wesen auf Spanisch.

»Das kannst du vergessen«, erwiderte ich in derselben Sprache.

»Pass auf, ich beiß dich gleich.«

Das fand ich albern, denn da ich seinen Fuß festhielt, wäre es für ihn wesentlich einfacher, mir einen Tritt zu verpassen. Ich musste lachen.

»Warum lachst du? Blöde Kuh!«

»Selber blöd.«

»Nein, du!«

Anstatt zu antworten, drückte ich ihm meine Fingernägel in die Haut. Das Gespenst unter dem Bett versuchte, sich meinem Griff zu entwinden. Ich wollte es nicht entweichen lassen, deshalb zerrte ich es unter dem Bett hervor.

Zum Vorschein kamen ein Fuß und ein Knöchel, nach und nach

ein Hosenbeinsaum, das gesamte Bein, ein Hemd und schließlich ein ganzer Junge.

Er war ungefähr so alt wie ich, hatte dunkle Haut, kurze schwarze Haare und unglaublich abstehende Segelohren.

Ich hätte ihn gern noch etwas eingehender betrachtet, doch wie gesagt konnte ich im Dunkeln sehr schlecht sehen.

»Wer bist du?«, fragte ich. »Und warum willst du mir Angst machen?«

Ich war ziemlich wütend. Es war ja so schon schwer genug, an diesem furchtbaren Ort die Nacht zu verbringen ...

»Also ...?«, hakte ich nach.

»Uff«, erwiderte er. »Darum. Weil ich Lust dazu hatte.«

Er befreite sich aus meinem Griff und sprang auf. Dann drehte er sich um, streckte mir die Zunge raus und verschwand hinter den Wandschirmen.

»He, warte!«, rief ich ihm nach. »Was willst du von mir? Wer bist du?«

Hinter dem Stoffschirm erklang sein Lachen.

»Ich bin El Rato«, sagte er.

Ich hörte ihn schnell durch den Saal laufen (auf die Tür zu, nahm ich an), dann verhallten seine Schritte im Hof.

Er war draußen, dort wo der Wind wehte und der Mond schien.



Jedes Mal, wenn jemand Neues ins Nest kommt, umschwärmen die Ärzte ihn oder sie und sehen so glücklich aus wie Kinder an Weihnachten.

Deswegen machten sie um das Grünschnäbelchen auch so ein Theater. Vor allem De La Torre und seine getreuen Assistenten, nämlich Doktor Fernandez und das Biest. Jeden Morgen veranstalteten die drei mit ihrer Patientin irgendetwas Neues: Sie nahmen Proben, untersuchten ihr Blut oder machten ein Enzephalogramm (dafür bekommt man eine Haube voller Elektrosensoren aufgesetzt und eine Maschine schreibt auf Papier lauter Zacken auf, die das Gehirn macht, oder so ähnlich).

Bei mir hatten sie noch nie ein Enzephalogramm gemacht, dabei lebte ich in *Santo Toribio*, seit ich auf die Welt gekommen war! Deshalb war ich ein bisschen neidisch.

Wesentlich neidischer war ich allerdings auf Lailas Schutzengel. Die kamen jeden Morgen, und sie verbrachte den ganzen Tag mit ihnen. Außerdem brachten ihr die beiden immer wahnsinnig viele Geschenke mit, zum Beispiel total leckeres Eis, das sie ganz allein aß, ohne uns auch nur das kleinste bisschen davon anzubieten.

Das Tollste aber war ein Metallkästchen mit Knöpfen, an dem eine Schnur mit einem Kopfhörer hing. Sie legte Audiokassetten ein, und wenn die Batterien lange genug hielten, konnte sie eine oder sogar zwei Stunden lang Musik hören!

Sie nannte das Kästchen ihren Walkman. Ich hätte diesen Walkman furchtbar gern ausprobiert, deshalb schwirrte ich immer um das Grünschnäbelchen herum, wenn es sich die Kopfhörer auf-

setzte. Vielleicht war es ja mal abgelenkt und ich konnte mir den Walkman ausleihen.

Dann, eines Nachmittags, traf ich Laila allein an. Sie saß unter dem Bogengang auf einer Bank und las ein Buch. Ein dicker Wälzer mit einem entsetzten Gesicht vorne auf dem Umschlag. Über dem Gesicht stand *Stephen King* und darunter *The Stand*, aber ich wusste nicht, was das bedeutete.

Neben ihr auf der Bank lagen ihre Tasche und darauf der Walkman. Ausgeschaltet sah er ganz traurig und einsam aus.

Weil die Bank direkt an der Wand stand, konnte ich mich nicht von hinten anschleichen. Doch ich könnte so tun, als ob nichts wäre, und mich dann bücken, ihn mir schnappen und weglaufen. Laila las und würde es vielleicht gar nicht merken. Auf jeden Fall konnte ich wesentlich schneller laufen als ein Mädchen.

Ich näherte mich ganz langsam. Das Grünschnäbelchen rührte sich nicht. Also wurde ich kühner und ging näher ran.

Es fehlten nur noch wenige Zentimeter, doch im allerletzten Moment schnellte sie vor und ergriff meinen Arm.

Was sollte ich jetzt nur tun?

Ich grüßte sie. »Hallo, Laila.«

»Ich habe dich erwischt! Dieses Mal entkommst du mir nicht!«

»Warum sollte ich entkommen wollen?« Ich war wirklich neugierig.

»Letztes Mal hast du versucht, mir einen Streich zu spielen, und ich wollte dir eine Lektion erteilen.«

»Wann soll das gewesen sein?«

»Als du unter meinem Bett warst.«

Ich hatte das etwas anders in Erinnerung.

»Und jetzt wolltest du mir den Walkman stehlen!«, sagte sie.

»Für wen hältst du mich?«, protestierte ich. »Ich bin doch kein Dieb. Ganz im Gegenteil, vielleicht bist du die Diebin, weil ich nämlich einen Walkman habe, der ganz genauso aussieht und den ich zufällig seit ein paar Tagen nicht mehr finden kann.«

Sie biss sich auf die Lippen, bevor sie entgegnete: »Das stimmt doch gar nicht! Du hast noch nie einen Walkman gehabt!«

»Stimmt doch! Und wenn du ihn mir gibst, werde ich es dir beweisen.«

So würde ich ihn wenigstens ein Mal in die Hand nehmen können.

»Auf gar keinen Fall! Außerdem ... woher weißt du überhaupt meinen Namen? Du hast mich eben Laila genannt.«

Daraufhin musste ich lachen. »Das ist doch leicht«, sagte ich. »Ich kenne alle hier in der Abteilung. So viele sind wir gar nicht.«

Sie schaute mich zweifelnd an. »Bist du etwa auch ein Patient? Aber warum trägst du dann keinen Pyjama?«

»Ich besitze eine Sondererlaubnis«, erwiderte ich. »Ich wohne praktisch schon immer hier. Du musst wissen, dass ich ein ganz besonderer Patient bin. Ein äußerst interessanter Fall. Einzigartig auf der ganzen Welt! Die hervorragendsten Ärzte schreiben dicke Bücher über mich.«

»Du wirkst gar nicht so, als würde es dir schlecht gehen.«

»Du aber auch nicht.«

»Das stimmt. Aber wenn du wirklich ein Patient bist, warum schläfst du dann nicht bei uns im Saal?«

Es gab genau eine Sache, die ich nicht ausstehen konnte, und das waren Fragen, besonders Fragen, die mit meinem Privatleben zu tun hatten.

MIT MEINEM GEHEIMNIS

»Weil es mir so lieber ist. Ich darf das, weil ich der Sohn eines Arztes bin. Guck mich nicht so an. Kinder von Ärzten können doch auch krank werden, oder?«

Ich hatte den Eindruck, dass mir dieses seltsame Mädchen kein Wort glaubte. Deshalb reckte ich mich zu voller Größe auf und sagte: »Mein vollständiger Name lautet Juan Pablo Brown Mamani.«

»Der erste Nachname ist der des Vaters, stimmt's? Und der zweite der von der Mutter.«

»Klar«, antwortete ich. Ich fand das ganz normal. In Peru ist das nun mal so.

Sie wirkte verblüfft. Inzwischen hatte sie den Walkman in ihrer

Tasche verstaute, die sie an ihre Brust drückte. Damit waren meine Hoffnungen, das Ding zu fassen zu kriegen, zunichte gemacht.

»Halt, warte mal. Wenn der erste Nachname der deines Vaters ist, dann heißt das, dass du der Sohn von Doktor Brown bist?« Laila warf den Kopf in den Nacken und lachte laut, was ich ganz und gar nicht nett von ihr fand. »Das ist doch nicht möglich! Doktor Brown ist mindestens neunzig Jahre alt, wahrscheinlich sogar älter! Er kann nicht dein Vater sein.«

»Doch, ist er aber.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist aber so. Ich schlage dir Folgendes vor: Wenn ich dich davon überzeugen kann, dass er wirklich mein Vater ist, darf ich mir dafür auf deinem Walkman ein paar Lieder anhören. Was hältst du davon?«

Sie überlegte kurz. »Okay.«

Ich wusste, dass Doktor Brown um diese Zeit immer in der Neuromotorik ein Nickerchen hielt, und tatsächlich fanden wir ihn dort. Er lag auf einer Massageliege, inmitten von Medizinbällen, Yogamatten, Sprossenwänden und all dem anderen Zeug.

Doktor Edward Brown war ein sehr alter Herr mit einer dicken, glänzenden Haut, die an Schildkrötenhaut erinnerte, und einer mit Klebeband zusammengeflickten Brille.

Wegen seines hohen Alters war er schon seit Langem im Ruhestand. Trotzdem kam er jeden Tag ins *Santo Toribio*. Die Ärzte fragten ihn ständig nach seiner Meinung, und zwar nicht aus Höflichkeit, sondern weil er wirklich mehr draufhatte als alle anderen zusammen.

»In der Medizin geht es um Zahlen«, sagte De La Torre gern. »Um ein guter Arzt zu werden, muss man viele Jahre praktiziert haben. Und Doktor Brown hat länger praktiziert als jeder andere Arzt.«

Obwohl er alt war, war er total fit, was man auch daran merkte, dass er sofort die Augen aufschlug, als wir den Raum betraten.

»Papito!«, begrüßte ich ihn herzlich. »Schau mal, wen ich mitgebracht habe.«

»Oh, Laila«, sagte er. »Wie geht es dir? Gewöhnst du dich allmählich an das Leben hier?«

»Na ja ... mehr oder weniger.«

»Man braucht Geduld, vor allem am Anfang. Ich hoffe, dass El Rato dir hilft, dich einzugewöhnen. Aber pass auf, dass du durch ihn nicht in Schwierigkeiten gerätst. Mein Sohn ist ein Lausebengel, dem ständig irgendein neuer Unfug einfällt ...«

Er kicherte vor sich hin, bis aus dem Kichern ein Hustenanfall wurde.

Ich wusste, dass er eine ganze Weile weiterhusten würde, also verabschiedeten wir uns und liefen wieder raus.

»Hast du gehört, was er gesagt hat?«, fragte ich Laila draußen. »Er hat gesagt, dass ich sein Sohn bin. Glaubst du mir jetzt?«

»Ja, ich glaube dir. Aber warum nennt er dich El Rato? Das ist ein komischer Spitzname ... Er bedeutet doch *der Augenblick*, oder?«

»Ja, genau«, sagte ich leise. »Meine Mutter hat ihn erfunden, aber sie ist nicht mehr da.«

»Das tut mir leid.«

»Ach, es ist schon so lange her. Jedenfalls sagte Mama immer, dass meine Geburt der wichtigste Moment in ihrem Leben gewesen sei. Sie sagte, im Leben eines jeden von uns gibt es einen Moment, der wichtiger als alle anderen ist, und dass ich eines Tages auch so einen Moment erleben würde.«

Laila schaute mich an, als erwarte sie, dass ich noch etwas hinzufügen würde, doch ich wollte über diese Angelegenheit kein Wort mehr verlieren und dachte nur noch daran, dass ich mir den Walkman jetzt eigentlich verdient hatte.

Ich streckte meine Hand aus und Laila holte ihn aus der Tasche. Auf dem silbern glänzenden Rahmen stand *SONY RECORDING WALKMAN* und unter der Klappe *AUTOREVERSE*.

Ich wusste nicht, was diese Wörter bedeuteten, doch sie kamen mir verheißungsvoll vor.

»Leider habe ich nur eine einzige Kassette und die ist nicht so besonders«, meinte Laila. »Peruanischer Rock von *Fragíl*.«

»Ich mag *Fragíl* sehr«, beeilte ich mich zu versichern, obwohl ich von dieser Gruppe noch nie etwas gehört hatte.

»Was hörst du denn sonst so? Zu Hause habe ich ganz viele Plat-

ten. Ich mag Rock, zum Beispiel *Pink Floyd*. Aber auch *Metal*. Hast du schon mal *Iron Maiden* gehört?»

»Mir sind *Fragil* lieber.«

»Klar, weil sie Peruaner sind. Jedenfalls muss ich Señor Tanaka bitten, mir ein paar neue Kassetten zu besorgen. Wenn du jetzt erst mal die hier anhören willst ... Setz dir den Kopfhörer auf und drück auf den Knopf da. Es ist ganz leicht.«

Ich tat, wie sie gesagt hatte, drückte auf den Knopf und **WOAM!**

Das Solo einer elektrischen Gitarre explodierte in meinen Ohren, dicht gefolgt von einem derart lauten Schlagzeugsolo, dass mein Gehirn erbebt.

In genau diesem Augenblick machte ich zwei wichtige Entdeckungen.

Erstens, dass mir *Fragil* tatsächlich gefiel.

Und zweitens, dass mir auch Laila gefiel.



El Rato kennenzulernen war das Beste, was mir passieren konnte.

Er war kaum größer als ich und mager, mit dunkler Haut und indianischen Gesichtszügen: ein Halbblut, ein Mestize, ein *Cholo* (das ist ein etwas herabsetzender Ausdruck, den die Peruaner häufig verwenden).

Manchmal kam er mir ein bisschen überdreht vor. Trotzdem zog es mich immer wieder zu ihm hin. Wie eine Nadel zu einem Magneten.

Am Nachmittag nach der Walkman-Geschichte stand er, nachdem Mama und Señor Tanaka nach Hause gegangen waren, plötzlich grinsend hinter mir.

»Bist du endlich frei?«, fragte er.

Es sollte zu unserem Ritual werden. Jeden Tag, gleich nachdem das Auto weggefahren war und meine Mutter und mein altes Leben mit sich genommen hatte, kam El Rato und fragte: »Bist du endlich frei?«

So, als ob ich hätte froh sein sollen, dass ich wieder allein war.

»Wenn du dich hier einsam fühlst, bist du selbst schuld«, meinte er eines Tages zu mir. »Du bist schon so lange hier und hast das Nest noch gar nicht kennengelernt.«

»Was für ein Nest denn?«

El Rato lachte und führte mich in unsere Abteilung, die voller Kinder war.

»Ta-taaa! Willkommen im Nest!«, sagte er.

Ich war ein bisschen enttäuscht. Ich hatte wer weiß was erwartet.

Doch dann drehten sich alle lächelnd zu mir um. Es war das erste Mal, seit ich da war, dass sie sich so verhielten.

»Señoras und Señores«, verkündete El Rato, »das Grünschnäbelchen hat beschlossen, Teil unserer Familie zu werden!«

Alle klatschten. Der Junge im Rollstuhl beschrieb mit seinem fahrbaren Untersatz Pirouetten, das Mädchen mit dem seltsamen Gesicht sprang vom Bett herunter und kam angerannt, um mich zu umarmen.

»Du bist eine Prinzessin, stimmt's?«, sagte sie. »Aber Leo behauptet, du wärst eine *Piplomatin*.«

Ich strich ihr übers Haar, ohne zu verstehen, was sie meinte.

Alle kamen und stellten sich mir vor: Mila, Carlos, Carmelita, Alvaro, Leo, Adrian, Cisco, Fortuna, Jordi, Pia ...

Sie wussten bereits eine Menge über mich. Dass ich gern las und dass ich Ausländerin war, obwohl ich Spanisch sprach. Und dass mein Vater Diplomat war.

Ich fühlte mich schlecht, weil ich mich überhaupt nicht für sie interessiert hatte. Für mich waren sie nur »Wasserkopf«, »Versteckt-sich-unter-der-Bettdecke«, und so weiter. Ich kam mir ganz schön blöd vor.

»Hast du Lust, Karten zu spielen?«, erkundigte sich Carlos und zog ein lädiertes Kartenspiel aus der Tasche.

»Ich weiß gar nicht, wie das geht«, erwiderte ich.

»Kannst du noch nicht mal *Truco* spielen?«

»*Truco* ist leicht«, meinte Mila.

»*Truco* ist, ist, dings, also, *Truco* ist, also, ich, *Truco*, ich kann das nicht spielen«, stellte Jordi traurig fest.

»Sei mir nicht böse«, meinte Carlos, »aber dir fällt es ja schon schwer, den Reißverschluss von deiner Hose zuzumachen. Ich bin mir sicher, dass Laila es lernen kann. Versuchen wir's einfach mal.«

Sie erklärten mir die Regeln. Jeder Spieler bekam nur drei Karten. Wenn man an der Reihe war, musste man »ich biete« oder »*Truco*« sagen. Die anderen konnten dann entweder »ich will« antworten oder »ich will nicht«. Das Zählen der Punkte war kompliziert, doch das übernahm immer Carlos.

Jedenfalls machte es Spaß, »*Truco!*« zu rufen, und wir spielten den ganzen Nachmittag lang.

Ich fand heraus, dass sie alle unterschiedlich lange in der Klinik waren: Mila seit elf Tagen, Fortuna seit vierzehn und Leo sogar schon seit einem Monat. Manche, wie zum Beispiel Carlos, der nur einen Tag vor mir ins Nest gekommen war, waren schon öfter hier gewesen.

Im Grunde wusste keiner, wann er wieder nach Hause durfte, und El Rato war zum Kommandanten der ganzen Bande erklärt worden, und zwar aus mehreren Gründen: Zum einen war er von allen am längsten hier in der Klinik (schon seit immer, hatte Fortuna gesagt). Zum anderen verlangte niemand von ihm, dass er einen Pyjama trug, er musste nicht in unserem Saal schlafen und brauchte auch nicht die allmorgendliche Visite über sich ergehen zu lassen.

El Rato wusste alles, kannte alle und konnte tun und lassen, was er wollte.

Ich versuchte, in Gesprächen mit den anderen mehr über ihn herauszufinden, doch jeder gab mir eine andere Erklärung für seine Sonderstellung.

»Das liegt daran, dass er der Sohn eines Arztes ist.«

»Mir hat er gesagt, er ist ein Prinz.«

»Ach was, das hat ganz andere Gründe. Er hat mal dem Direktor der Klinik das Leben gerettet, als der beim Essen beinahe erstickt wäre. Seither liebt der Direktor ihn.«

»El Rato ist, wie El Rato ist, also, dings, El Rato, was wollte ich eigentlich sagen?«

Natürlich hatte ich auch versucht, ihn direkt zu fragen, doch ich bekam nie eine vernünftige Antwort. El Rato erfand jedes Mal eine andere vollkommen absurde Geschichte.

Wie an dem einen Sonntag, als Mama später als sonst kam.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte sie, als sie aus dem Auto stieg.

Auf dem Rücksitz saß meine Freundin Ana.

Sie war die Tochter eines Politikers und wir gingen in dieselbe Klasse, wo wir auch nebeneinandersaßen. Ich mochte sie, weil sie das einzige Mädchen war, das genau wie ich abends langweilige Galadinner und Cocktailpartys über sich ergehen und dabei Sachen

wie »Ich bin entzückt« oder »Exquisit!« oder »Welch eine Ehre!« sagen musste.

Wegen der ganzen Untersuchungen und weil ich jetzt in der Klinik war, hatte ich sie schon lange nicht mehr gesehen. Als ich zu ihr lief, um sie zu umarmen, merkte ich, dass sie verlegen war.

»Warum ... warum hast du einen Schlafanzug an?«

»Hier tragen alle einen Schlafanzug, ich bin doch im Krankenhaus«, erwiderte ich.

»Oh. Zeigst du mir dein Zimmer?«

Ich errötete und Mama erklärte: »Laila hat kein eigenes Zimmer, weil es hier leider keine Einzelzimmer gibt. Aber wir haben eine wunderbare Lösung gefunden, mit Wandschirmen. Willst du deiner Freundin nicht zeigen, wo du schläfst?«

Nein, logischerweise wollte ich das nicht. Ich konnte mir gut vorstellen, was Ana für ein Gesicht machen würde, wenn sie die Kinder im Nest sah. Sie würde wie vom Blitz getroffen in der Tür stehen bleiben, so wie es mir an meinem ersten Tag ergangen war.

»Nachher vielleicht ... Können wir uns unter die Pergola setzen? Um uns zu unterhalten?«

»Ja, macht das mal, ich gehe inzwischen zu Professor De La Torre.«

Mama war nervös, weil immer noch nicht klar war, was ich hatte, obwohl ich schon so lange hier war. Ich hatte das Gefühl, dass sie allmählich ihr Vertrauen in die Ärzte verlor (wenn sie überhaupt jemals welches gehabt hatte).

Also schaute ich ihr nach, wie sie in eines der Gebäude ging, und setzte mich dann mit Ana auf eine Bank. Zögernd erzählte ich ihr, dass mir mein Zuhause fehlte und sogar die Schule.

Ana kicherte. »Das glaube ich gern.«

Dann erzählte sie mir die neuesten Neuigkeiten, etwa dass Eva jetzt mit Aldo ging, dass sich Diego im Musikunterricht furchtbar blamiert hatte, und so weiter. Ich gab mir Mühe, interessiert zu wirken, tatsächlich aber langweilte ich mich zu Tode.

Zum Glück erblickte ich nach einer Weile El Rato, oder besser gesagt erblickte er uns. Breit grinsend sprang er über die Hecke.

»Hallo, Laila, wer ist denn das?«

»Ich bin Ana.«

»El Rato.«

»Der ... *Augenblick*?«

»Und was für ein Augenblick!«, erwiderte er nickend.

»Ana geht in meine Klasse. Und El Rato lebt hier, so wie ich.«

»Du bist ein Patient?«, fragte Ana und betrachtete entsetzt seine Kleidung.

»Patient, seit ich geboren bin«, rief er fröhlich. »Ich bin ein sehr, sehr seltener Fall. Hat Laila dir schon die anderen Irren vorgestellt?«

»Die ... was?«

»Die Kids vom Nest. Sie sehen alle ein bisschen schräg aus, aber sie sind in Ordnung. Aufpassen muss man eigentlich nur bei Carmelita. Seit Neuestem macht sie wegen ihrer Krankheit überall Pipi. Wenn du ihr zu nahe kommst, könnte dein Kleid nass werden.«

Ana wurde ganz bleich im Gesicht. Als Mama zurückkam, sagte sie ihr, sie fühle sich nicht wohl, und bat meine Mutter, sie wieder nach Hause zu bringen.

Kurz darauf fuhren sie weg und ich war total wütend auf El Rato. Was hätte es ihn gekostet, zu Ana freundlich zu sein?

Doch er zuckte nur mit den Schultern. »Man hat schon von Weitem gesehen, dass sie dir auf die Nerven gegangen ist«, entgegnete er. »Außerdem ist es besser so, glaub's mir. Die Leute von draußen passen nicht zu uns. Wir sind die Kranken und sie sind die Gesunden. Es ist wie eine Mauer, verstehst du? Ich habe dir nur viele langweilige Stunden erspart.«

»Ana ist gar nicht so übel. Hast du denn nie einen Freund von außerhalb gehabt? Also einen, der nicht hier in der Klinik ist?«

»Klar, ganz viele.«

»Und wer sind die?«

»Vielleicht verrate ich dir das eines Tages. Aber komm jetzt erst mal mit ins Nest. Ich habe eine fantastische Idee.«

»Was für eine Idee?«

El Rato grinste nur und nahm mich bei der Hand.

»Komm mit und du wirst es sehen!«





Ich hatte überhaupt keine fantastische Idee. Es war nur so, dass Laila meinem Geheimnis immer näher kam und ich nicht wollte, dass sie es enthüllte. Deshalb sagte ich einfach irgendwas, und in der Zeit, die wir brauchten, um von der Pergola in unsere Abteilung hinüberzugehen, fiel mir zum Glück etwas ein.

»Heute werden wir Schwester Felipa einen Streich spielen«, rief ich, kaum dass ich das Nest betreten hatte.

Schwester Felipa war eine der Nonnen, die sich um die Kapelle kümmerten und sonntags alle Abteilungen besuchten, um die heilige Kommunion auszuteilen und uns zu segnen.

Allerdings mochten wir Schwester Felipa nicht besonders, denn sie war immer so rührselig und sagte ständig »ihr armen Kinder«, »ihr Engelchen des Herrn« und ähnlichen Quatsch.

»Wie sollen wir ihr denn einen Streich spielen?«, fragte Carlos.

»Wir verstecken uns unter den Betten.«

»Ich kann das nicht ... mit dem Rollstuhl ...«

Ich verdrehte die Augen. Manchmal gingen mir die anderen total auf den Geist mit ihrem ständigen Gejammer. Aber da war nichts zu machen: Wenn es Probleme gab, war ich der Einzige, der sie lösen konnte.

»Du versteckst dich hinter Lailas Wandschirmen. Wenn die Nonne reinkommt, wird sie niemanden sehen und sich Sorgen machen. Und dann springen wir plötzlich alle raus und sie trifft der Schlag.«

»Das ist doch gemein, der armen Frau so was anzutun«, widersprach Laila. »Außerdem ist sie schon ziemlich alt.«

»Ich finde das auch eine blöde Idee«, protestierte Fortuna.

»Okay, stimmen wir ab.«

Logischerweise gewann ich, weil ich alle Stimmen bekam, außer die von den beiden Mädchen.

Schnell eilten wir auf unsere Plätze. Ich kroch unter Milas Bett, Mila unter das von Carlos, und so weiter. Die beiden Spielverderberinnen Laila und Fortuna überredeten wir, zusammen mit Carlos hinter die Wandschirme zu gehen, weil der Streich sonst nicht funktioniert hätte.

Ich war der Tür am nächsten und sah als Erster die Sandalen der Nonne, als diese den Saal betrat.

»Ach, die armen Kinder, die Engelchen des Herrn«, murmelte die Nonne vor sich hin. »Aber ... wo seid ihr denn? Wo sind die alle? Gütiger Himmel, sie sind verschwunden. Oh Gott, sie wurden entführt!«

Ich sah, wie sie auf dem Absatz kehrtmachte.

»Hilfe! Die Kinder sind alle verschwunden!«

Wie aufs Stichwort hechteten wir aus unseren Verstecken und riefen: »BU!«

»Ah! Mein Herz!«

Die Nonne war völlig außer sich.

Carlos rollte mit seinem Rollstuhl hinter den Wandschirmen hervor, wirbelte auf einem Reifen herum und raste auf sie zu. Wenn sie nicht so durcheinander gewesen wäre, hätte Schwester Felipa dem Rollstuhl wahrscheinlich ausweichen können, doch sie reagierte nicht schnell genug und Carlos fuhr mit voller Wucht auf sie drauf. Die Nonne landete mit dem Rücken auf dem Boden und strampelte verzweifelt mit ihren dünnen Beinchen.

Das sah so witzig aus, dass wir alle laut herausplatzten. Doch leider tauchte hinter Schwester Felipa Frau Doktor Biest auf und hielt uns eine gepfefferte Strafpredigt. Unser Verhalten sei unannehmbar, Schwester Felipa hätte sich schlimm verletzen können, sie würde es De La Torre berichten, und so weiter.

»Ein bisschen recht hat sie schon«, sagte Laila später. »Ich finde, ihr müsst euch bei Schwester Felipa entschuldigen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du so religiös bist.«

»Das bin ich auch nicht ... Aber ich fände es trotzdem richtig.«

Ich hatte da nicht so wahnsinnig Lust drauf, doch Laila ließ nicht locker und deshalb gingen wir zusammen in die Kapelle, um Schwester Felipa zu suchen. Die Kapelle war klein, mit bunten Fenstern und ein paar abgenutzten Kirchenbänken. Vorne hing ein großes Kruzifix aus glänzend poliertem Holz.

»Das ist die Statue des *Cristo Pobre*«, erklärte ich Laila. »Der arme Christus. Komm mit!«

»Sie sieht so neu aus«, meinte Laila und zeigte auf das glänzende Holz.

»Ja, aber in Wirklichkeit ist sie sehr alt. Mehrere Hundert Jahre alt, glaube ich. Das Kreuz und die Figur sind ganz aus Holz, nur die Zähne und die Fingernägel nicht.«

»Und woraus sind die? Aus Zellulose oder so was?«

»Kann sein. Erkennst du, dass sie anders aussehen? Jedenfalls wurde das Material aus einer ganz besonderen peruanischen Pflanze gewonnen. Aus einer Pflanze, die heilig ist.«

Mir hatte das mal jemand erzählt, und um ehrlich zu sein, erinnerte ich mich nicht mehr an alle Einzelheiten. Aber das war ja egal, schließlich war niemand da, der mich korrigieren konnte.

»Weißt du überhaupt, wie diese Klinik entstanden ist?«, fragte ich Laila. »Vor vielen Jahrhunderten gab es einen Mönch, der José de Figueroa hieß. Eines Tages ging er in den Barrios Altos spazieren. Die Gegend galt damals schon als übles Viertel. Er kam an einer Müllhalde vorbei, wo die ekligsten Dinge herumlagen, sogar Tierkadaver. Plötzlich hörte er eine Stimme, die um Hilfe rief.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich. Also, ich an seiner Stelle wäre abgehauen. Der Mönch aber ging in die Richtung, aus der die Stimme kam, und fand einen sterbenden Mann. Er lud ihn sich auf den Rücken, um ihn nach Hause zu tragen und dort zu pflegen. Doch kaum hatte er sich den Mann aufgeladen, da erstrahlte, **BA-BAMMM!**, ein ganz helles Licht. Der Sterbende war gar kein Sterbender, sondern der *Cristo Pobre*, der arme Christus, der plötzlich wieder ganz gesund aussah.«

Laila warf mir einen zweifelnden Blick zu. »Und was ist dann passiert?«

»Der arme Christus sagte dem Mönch, er solle an der Stelle, wo sich die Müllhalde befand, ein Krankenhaus für unheilbar Kranke errichten. Und er sagte auch, dass er ihn und das Krankenhaus immer beschützen und viele Wunder vollbringen würde, und so weiter und so weiter. Amen.«

Während ich erzählte, hatte Laila die ganze Zeit über die Statue betrachtet, beinahe als erwarte sie, dass sie anfang zu leuchten.

»Glaubst du, dass das wahr ist?«, fragte sie.

Ich dachte darüber nach und schenkte ihr ein Lächeln. Dann ergriff ich ihre Hand und führte sie aus der Kirche heraus. So kam ich drum herum, mich bei Schwester Felipa zu entschuldigen, auch wenn das eigentlich richtig gewesen wäre. Aber ehrlich gesagt hatte ich einfach keine Lust dazu.



In einem Punkt hatte El Rato recht, und zwar damit, dass die Klinik alles veränderte.

Die Mauer, die mich von denen trennte, die draußen lebten, wurde mit jedem Tag höher.

Ich lebte praktisch in einer Blase.

Alle Tage waren gleich, und das, was draußen geschah, ging mich nichts mehr an. Insgesamt fühlte es sich irgendwie erstickend an.

El Rato war jedoch vom Gegenteil überzeugt.

»Macht es dir denn wirklich keinen Spaß, hier zu leben?«, fragte er mich. »Es ist doch fantastisch! Der schönste Ort der Welt!«

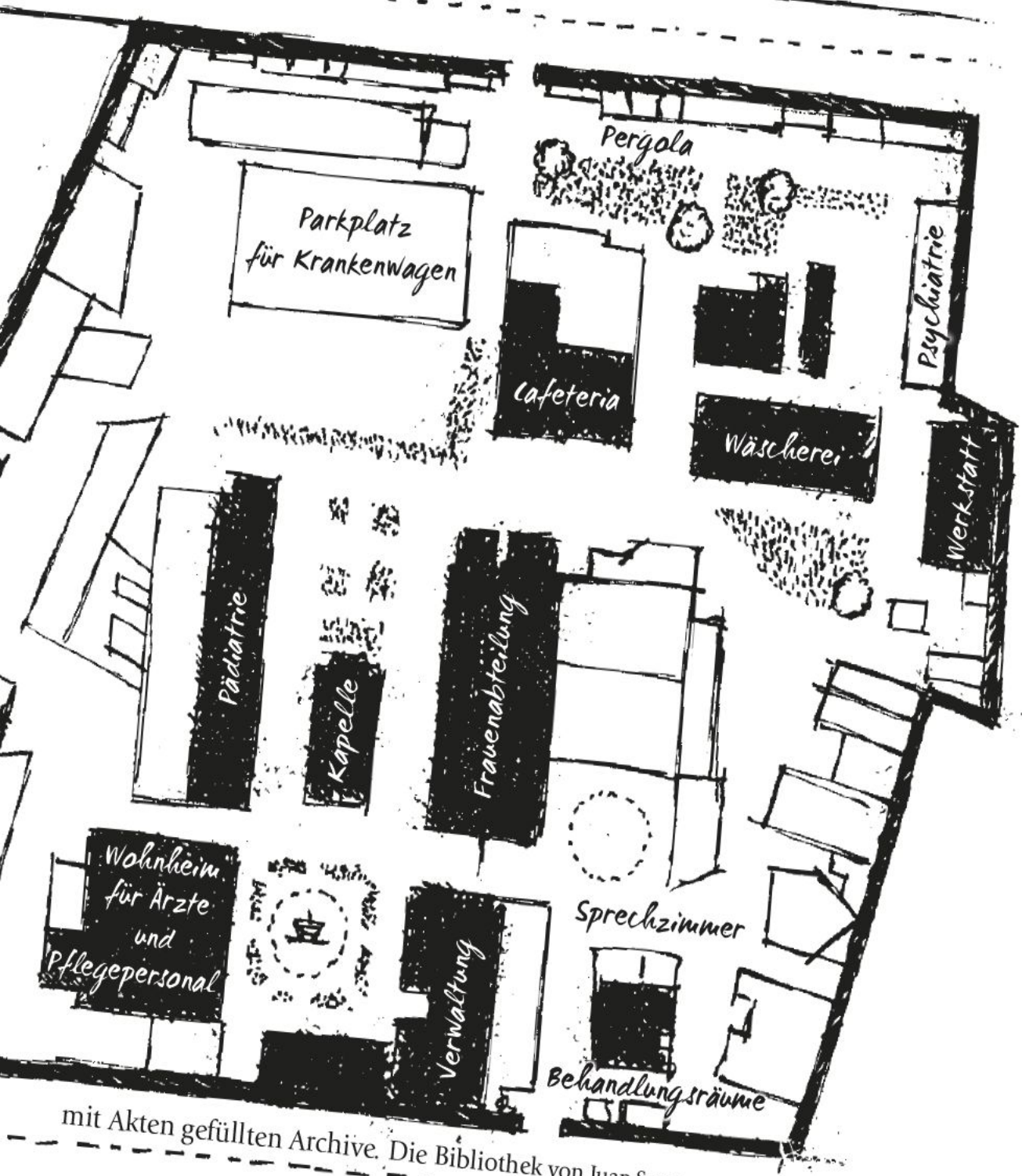
Ich fand das absurd und sagte ihm das auch.

»Das liegt nur daran, dass du *Santo Toribio* noch nicht so gut kennst. Hier gibt es alles, was man sich nur wünschen kann, und noch viel mehr!«

Er fing an, die (für ihn!) tollen Orte aufzuzählen: die Cafeteria, die Wäscherei, die Werkstatt, das Gebäude mit den Sprechzimmern. Die Behandlungsräume mit den vielen darin summen- den Apparaten. Die Apotheke, die voller Dosen, Gläser und seltsam geformter Flakons war. Die Büros mit den Schreibmaschinen. Die

Ich muss ein skeptisches Gesicht gemacht haben, weil er mich fragte: »Glaubst du mir das nicht?«

(Nein, ich glaubte es ihm wirklich nicht.)



mit Akten gefüllten Archive. Die Bibliothek von Juan Suerte ...

»Dann werde ich dir beweisen, dass hier an jeder Ecke Überraschungen auf dich warten. Du magst doch Horrorgeschichten, oder?«

»Woher weißt du das denn?«

»Das Buch da, das du liest. *The Stand*. Dem Umschlag nach ist es eine Horrorgeschichte.«

Das stimmte tatsächlich. Es war der erschreckendste Roman, den ich je gelesen hatte. Es ging um eine furchtbare Krankheit, die neunundneunzig Prozent der Weltbevölkerung tötete, sodass auf dem ganzen Planeten kaum noch Menschen übrig blieben. Es war eine makabre Geschichte und nicht wirklich das Richtige für einen Krankenhausaufenthalt. Mama wäre sehr dagegen gewesen, wenn sie gewusst hätte, was für einen Roman ich las, aber ich liebte ihn.

»Wie kommst du jetzt darauf?«, fragte ich.

»Folge mir«, sagte El Rato.

Er führte mich zu einem kleineren Gebäude auf der Rückseite des Klinikbaus. Dort befand sich eine Stahltür mit einem Drehknopf. Wir versuchten, die Tür zu öffnen, doch sie war abgeschlossen.

»Was für ein Pech ...«, sagte ich.

»Ach, so was hält uns nicht auf«, entgegnete El Rato und holte einen Schlüsselbund aus der Tasche.

»Wer hat dir denn die Schlüssel gegeben?«

»Ich habe viele Geheimnisse. Bin ich El Rato oder bin ich es nicht?«

Wir betraten einen dunklen Raum voller Schränke, die bis zur Decke hinaufreichten.

»Du hast recht«, gab ich widerwillig zu. »Dieses Zimmer ist wirklich hässlich. Und es stinkt nach Schimmel. Aber richtiger Horror ist das noch nicht ...«

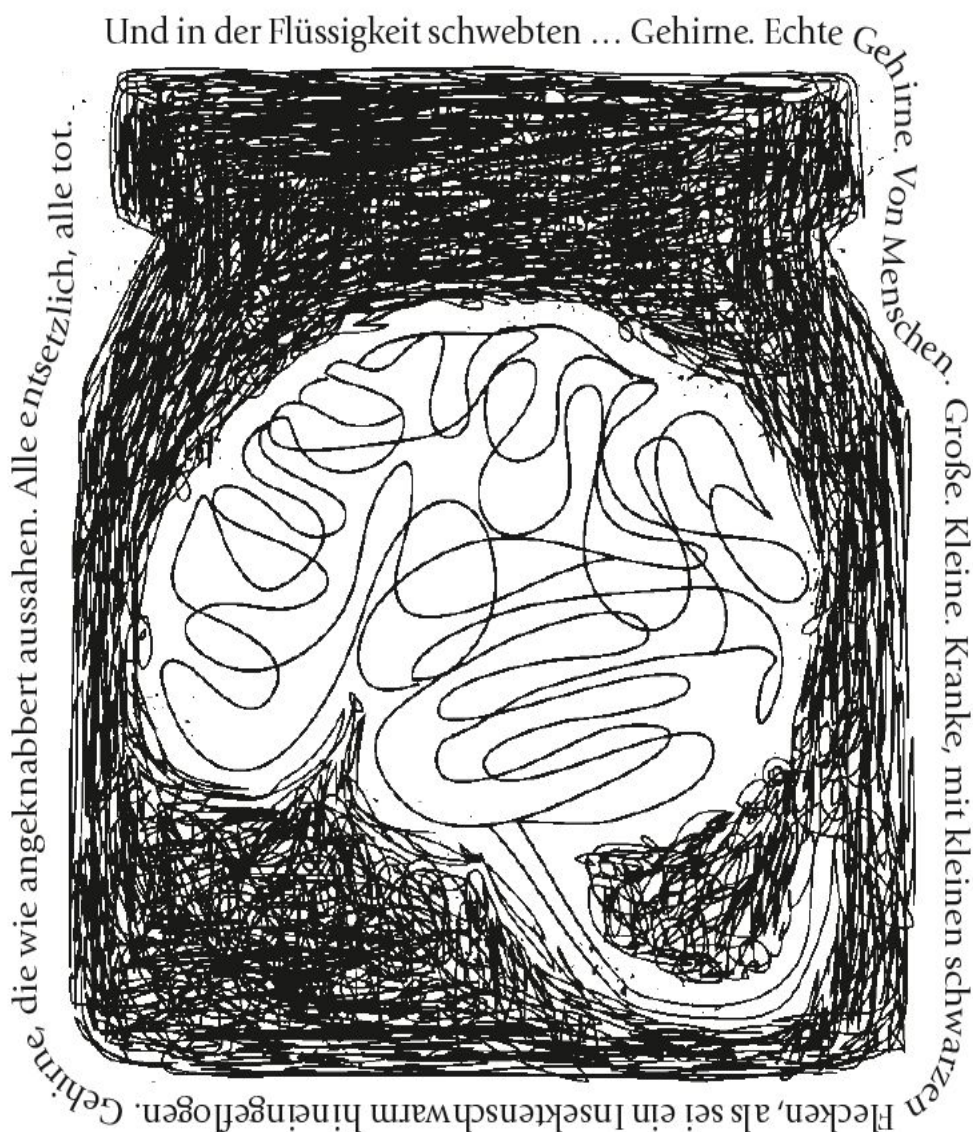
»Wart's ab«, sagte er.

Er öffnete den Schrank, der ihm am nächsten war.

Ich trat ein paar Schritte näher.

Im Schrank standen Glasbehälter.

Dutzende von Behältern, einer neben dem anderen, und alle mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt.



«Gott im Himmel!«, flüsterte ich. »Was ...?«

«Das ist eine Sammlung von Gehirnen. Mein Vater hat damit angefangen, er hat die ersten hierhergebracht. Er hat gesagt, eines Tages könnte sogar ein Museum daraus werden. Bisher aber nutzen sie die Sammlung nur für die Studenten. Die sollen lernen, wie es in unseren Köpfen aussieht.« Er drehte sich zu mir um. »Soll ich dir jetzt das absolut Schrecklichste zeigen, das hier aufbewahrt wird?«

Nicht unbedingt, dachte ich, oder eigentlich eher: Auf gar keinen Fall, doch El Rato öffnete schnell einen weiteren Schrank.

Wegen meiner Augen kam mir der dunkle Raum völlig finster vor und ich konnte nicht viel erkennen. Das war auch gut so, denn der zweite Schrank war ebenfalls voller Glasbehälter.

Nur dass in diesen ... Kinder waren.

Winzige ungeborene Kinder. Zusammengerollt wie Katzenbabys. Echt. Und tot.

Ich schrie und rannte nach draußen, wo ich erst einmal tief Luft holte. Sobald El Rato wieder neben mir stand, boxte ich auf ihn ein, weil ich furchtbar wütend auf ihn war. Weil ich mich austoben, meine Erinnerungen loswerden wollte. Um diese Bilder aus meinem Kopf zu löschen.

»Du bist ja völlig durchgeknallt!«, kreischte ich. »Was ... was denkst du dir eigentlich ...?«

»Ja, ich weiß, es ist ziemlich beeindruckend. Ich hatte dir ja gesagt, dass es Horror ist.«

»Das ist nicht Horror! Es ist nur ... Es ist so traurig. Das waren Menschen, begreifst du das nicht? Oder hätten Menschen sein können. Stattdessen sind sie da drin, in einem Schrank, und schwimmen ... für immer ...« Meine Stimme versagte. In mir tobte etwas, das wie ein Unwetter war, und die einzige Möglichkeit, es loszuwerden, bestand darin zu weinen. Ich schluchzte.

El Rato trat näher an mich heran.

Er breitete die Arme aus und drückte mich an sich.

»Du hast recht«, sagte er. »Entschuldige bitte. Es ist wirklich sehr traurig. Aber wenn man darüber nachdenkt ... Die Kinder da drin sind gestorben, doch sie helfen den Ärzten, etwas zu lernen. Und so werden Kinder, die heute, also jetzt leben, nicht sterben.«

Seine Brust war mager und fühlte sich knochig an, ich spürte seinen Herzschlag. Zu der Verwirrung, die ich empfand, kam noch etwas anderes hinzu. Vielleicht Trost.

»Was möchtest du machen?«, fragte er mich. »Wollen wir die Besichtigungstour von *Santo Toribio* fortsetzen?«

»Vielleicht ein andermal«, erwiderte ich sofort. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, aber mir war wirklich die Lust vergangen.

»Okay, wie du willst. Gehen wir zu den anderen zurück. Vielleicht möchte Carlos eine Partie *Truco* spielen ...«

Er nahm wieder meine Hand.

Und ich ließ mich von ihm mitziehen.



Dass wir Doktor Clarkes Tagebuch fanden, verdankten wir Juan Suerte.

Juan passte auf die Bibliothek von *Santo Toribio* auf. Er war ein hoch gewachsener, breiter Indio, ein Schrank von einem Mann, der sein langes schwarzes Haar zu einem Zopf geflochten hatte.

Seine Hauptbeschäftigung bestand darin zu schlafen.

Die Bibliothek war den Ärzten, dem Pflegepersonal und den Studenten vorbehalten und recht klein: Es gab lediglich drei Räume. Nur selten kam jemand in die Bibliothek, und so legte Juan, kaum dass er um acht Uhr morgens eingetroffen war, Kopf und Arme auf den Schreibtisch und schlief bis zu seinem Feierabend durch.

»Hörst du ihn?«, fragte ich Laila. »Dieses Geräusch stammt nicht von einer Motorsäge ... Das ist das Schnarchen von Juan Suerte.« Grinsend zeigte ich auf die Bibliothek, die sich auf der uns gegenüberliegenden Seite des Innenhofs befand. »Dort war ich mit dir noch nicht. Wir könnten da jetzt hin.«

»Aber wieso?«

»Na ja«, erwiderte ich. »Neulich habe ich doch versprochen, dir all die fantastischen Überraschungen von *Santo Toribio* zu zeigen. Und die Bibliothek ist das Abenteuerlichste, was wir hier haben.«

Laila verzog das Gesicht. »Abenteuer gibt es nur in Büchern, und Bibliotheken sind normalerweise sehr ruhige Orte ...«

»Es ist so, dass Juan Suerte immer schläft, okay? Deshalb könnte man meinen, dass er ein eher ruhiger Typ ist. In Wirklichkeit aber hat er einen ziemlich miesen Charakter, besonders wenn man ihn aufweckt. Deshalb gehe ich ein paarmal am Tag in die Bibliothek

und lasse ein Buch fallen oder stelle irgendetwas um. Dann wacht er auf, dreht durch und versucht, mich zu erwischen.«

»Was? Warum tust du das?«

»Um fit zu bleiben.«

Mir war sofort klar, dass Laila das nicht kapierte und eine Vorführung brauchte.

Ich öffnete die Tür zur Bibliothek gerade so weit, dass wir den schlafenden Juan Suerte sehen konnten. Sein Schreibtisch stand so, dass er uns den Weg versperrte. Man musste sich buchstäblich daran vorbeiquetschen, um zu den Bücherregalen zu gelangen.

Ich trat als Erster ein, mit meinen bewährten Katzenschleichen. Leider hatte ich versäumt, Laila zu erklären, wie sie sich zu verhalten hatte. Sie trat hinter mir auf das falsche Dielenbrett und der Holzfußboden knarzte schrecklich laut.

SKIIIK!

Juan Suerte richtete sich blitzartig auf und schrie: »EL RATO!«

Er hatte den Mund weit aufgesperrt wie die Haie, deren Fotos ich in Büchern gesehen habe. Er sah aus, als wolle er mich verschlingen.

Deshalb rief ich Laila zu: »LAUF!«

Ich hechtete auf die Tür zu, um aus der Bibliothek in den Innenhof zu fliehen. Doch der Wächter reagierte schnell: Er schob seinen Schreibtisch auf uns zu und schnitt uns dadurch den Fluchtweg ab. Beinahe hätten wir uns wehgetan. Mir gelang es gerade noch, mich mit so etwas wie einem halben Salto wegzudrehen und zusammen mit Laila in die andere Richtung zu flitzen, tiefer in die Bibliothek hinein und zwischen die Regale.

Einen Sekundenbruchteil später hastete Juan hinterher. »Ihr dürft hier nicht rein! Wenn ich euch zu fassen kriege ...«

Ich wollte nicht unbedingt herausfinden, was er uns in diesem Fall antun würde. Mit Laila im Schlepptau rannte ich zwischen zwei Regalreihen hindurch und bog dann rechts ab.

Ich hörte, wie er aufholte.

»Hier entlang!«, rief ich Laila zu.

»Wohin?«

»Nach links!«

Natürlich bog ich scharf rechts ab, weil es ein cleveres Ablenkungsmanöver werden sollte. Doch leider hatte Laila nicht viel Erfahrung mit Ablenkungsmanövern und bog tatsächlich links ab.

Und zog an meiner Hand.

Und ich zog an ihrer.

Und weil ich stärker als sie war, stand sie auf einmal mitten im Gang.

Der Wächter sprang und bekam ihre Tasche zu fassen. Laila verlor das Gleichgewicht, drehte sich um die eigene Achse und knallte gegen ein Regal voller alter Bücher.

Das zu wackeln begann.

Schwankte.

Quietschte.

Und schließlich

mit einem hässlichen

Knirschen ins Schaukeln

geriet und Laila

dabei immer

näher kam.

Ich weiß noch,

wie ich dachte:

Oh nein,

bitte nicht ...

Doch gleich darauf.

Bada-Bumm!

Krack!

Wlamm!

Krachte ein Berg aus Papier auf Laila herunter.

